

Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 11 (1938-1939)

Heft: 1

Artikel: Der Lehrer

Autor: Vogel, Traugott

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-850906>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Lehrer.

Der Verfasser dieser mit geradezu quälerischer, oft peinlicher Sorgfalt geschriebenen Erzählung duckt sich gewissermaßen aus dem Hagelwetter der Gegenwart ins schützende Dickicht seiner Jugendjahre und beschwört die schemenhaften Gestalten einer kleinen deutschen Stadt am Neckar, „nicht allzuweit vom Schwarzwald“: den ersten Schulfreund, die erste scheue Mädchenliebe und den außerordentlichen, unvergleichlichen Latein- und Religionslehrer, den sie den Depp geheißten haben. „Alles verschwimmt, und man ist wie auf einem langsamen Karussell“, sagt Leitenberger von jener geisterhaft schwülen Zeit, in welche dann die bösen, verhängnisvollen Schüsse von Serajewo krachten, als Signale des Aufbruchs und jämmerlichen Verfalls der alten Welt. Seither rast das Karussell Erde im Leerlauf um sich selbst, die bunten Tücher der Nationen flattern und die Pfeifen der Orgel kreischen. Um geruhssame Kunst, um Idylle und Blümchenmalerei, sollte man meinen, sei's seither geschehen. Bewahre! Es gibt Köpfe und vermögende Hände genug, die anderer Ansicht sind und sich unterfangen, ihre Meinung mit ihrem Werk zu belegen. Man lese beispielsweise dieses Buch: „Der Lehrer“. Neun Zehntel darin sind scheinbar harmlose Idylle, Jugendschwärmerei und Naturmystik; dann aber folgt im zehnten Zehntel die grauenhaft folgerichtige Rechtfertigung dieser Regression ins private Dasein: drei Schlußkapitelchen voll schluchzend verhaltener Notrufe und das Stammeln eines wirren, gebrochenen Herzens! Und vieles, was vorausgegangen ist, bekommt einen andern, erregenden Sinn und wird schwer von Ahnung. Man sucht nun die Dinge, die einen erschüttern und verwandeln, und flicht sie nicht mehr, so dunkel sie auch sind. „Im Gegenteil, ich nehme mir Zeit, um auf den Kirchhof zu gehen, nach zwanzig Jahren“ schreibt Leitenberger; denn hier, auf dem Friedhof, ist „sozusagen vom Hause“, wer diese Zeit mitgemacht und überstanden hat.

Und wer dem Erzähler bis zuende zugehört hat, geht das seltsam bohrende, an die Geheimnisse des Lehrens und Führens ständig tupfende Buch erregten Herzens von hinten nach vorn nochmals durch, wie eine Rechnung, mit der man nicht ins Reine kommen kann. Denn dieser „Lehrer“ und seine Fragen rühren stets an die Untergründe des Lebens: an den Tod.

T r a u g o t t V o g e l.

*

Wir freuen uns, in der Lage zu sein, nachfolgend als Leseprobe des von Traugott Vogel besprochenen Buches das zweite Kapitel ungekürzt zum Abdruck bringen zu können. Obwohl nur ein kleines, aber immerhin in sich zusammenhängendes Teilstück,

Georg Leitenberger: „Der Lehrer“, Societäts-Verlag, Frankfurt am Main. 291 Seiten, 1937.

vermittelt es doch einen Begriff von dem ungewöhnlichen Buch, das so originell feinsinnig und ergreifend von Lehrer-Erleben und Schülerschicksal erzählt.

D i e R e d a k t i o n.

*

Der Depp.

Es war an einem Nachmittag vor der Religionsstunde. Am Abend zuvor hatte der junge Pfarrer im „Saalbau“ geredet über das Thema „Christentum und modernes Weltgefühl“. Die Erwachsenen waren in heller Begeisterung nach Hause gekommen. Man könne sich dazu beglückwünschen, diesen Mann in unsere Stadt bekommen zu haben. Nicht zu glauben sei es, über wie viel Wissen, über welch selbständiges und freies Urteil dieser noch so junge Mensch verfüge. Wie neu seien einfachste und altbekannte Dinge erschienen! Welche Menge neuer Gedanken! Aber nicht minder sei die rednerische Leistung zu bestaunen, wie glänzend und lebendig habe er gesprochen! So gar nicht eng und, wie der ganze Mensch, so interessant. Also hörte man an diesem Tage allenthalben schwärmen. Freilich uns beschäftigte das folgende weit stärker, das einige Kameraden als ihren wesentlichen Eindruck von dem Abend zu berichten wußten: Als der Redner im besten Zug gewesen sei, habe der Depp *), den sie im Laufe des ziemlich langen Vortrags irgendwo hinten im Saal entdeckt hatten, leise, aber, wie sie behaupteten, rot vor Zorn den Saal verlassen. Dies war wohl nicht weiter bemerkt worden, jedoch der Vater eines Kameraden hatte, davon berichtet, in heller Empörung, worin sich seine Begeisterung jählings wandelte, nunmehr mit einem alten Entschluß Ernst gemacht. Eben jetzt war er dabei, beim Rektor Verwahrung einzulegen gegen jene Gewohnheit des Depp, Bibelworte lateinisch zu zitieren. Der Sohn berichtete der gespannt lauschenden und herzlich zustimmenden Klasse, so etwa werde er da unten jetzt zum Rektor sprechen: Die klassischen Sprachen in allen Ehren, selbstverständlich, aber schließlich habe Martin Luther nicht umsonst gelebt. Der Herr Professor möge ja ein glänzender Lateiner sein, aber diese Allüren hätten im evangelischen Religionsunterricht nichts zu suchen. Er jedenfalls, und mit ihm gewiß noch viele Eltern, legen entschieden Gewicht darauf, daß sein Sohn dem schlichten, deutschen Bibelwort nicht ausgerechnet in der Religionsstunde entfremdet werde. Wenn dann Gelegenheit sich gebe, werde er noch darauf hinweisen, daß es einem Lehrer schlecht anstehe, unter den Augen der Schüler einen Vortrag von der Art des gestrigen demonstrativ — jedenfalls in der Wirkung auf die anwesenden Schüler — zu verlassen.

Nun, das war richtig, ja gerecht, jedes Wort wahr, wirklich, zu toll brauchte es ausgerechnet der Depp doch nicht zu treiben. Und nun war also dieser Vater bereits im Amtszimmer des Rektors. Der Schuldner hatte schon zweimal in unser Klassenzimmer geschaut und hatte recht dringlich nach dem Depp gefragt! Es schlug zwei Uhr, die Klingeln rasselten, aber der Depp war noch nicht im Hause. Der hatte es ja heute richtig getroffen. Nun kam er auch noch zu spät! Das gab eine Sache, davon würde man hernach erzählen können! Natürlich legten wir uns alsbald in die Fenster und siehe, schon erschien der Depp im Geschwindsschritt auf

*) Uebersetzung des Religionslehrers, dessen Gestalt in dem Buche gezeichnet wird. („Der Name, den ihm vor undenklichen Zeiten Schüler angehängt hatten, wurde in der Öffentlichkeit geduldet und übernommen.“)

dem Schulhof. Und wir wurden des Triumphes teilhaftig, mit eigenen Augen zu sehen, wie der Schuldner trotz des Regens ihm entgegenstürzte und ihn, aufgeregt fuchtelnd, zum Rektor beorderte. Das hatte geklappt!

Wirklich wie Siegesgefühl kam etwas in uns auf. Er, über den man bislang nur gelacht hatte, wurde uns wichtig, wir fühlten ihn, der uns bislang nie hatte etwas anhaben können, als Feind und uns selbst wie unterdrückt oder ungerecht behandelt von ihm. Aber wir waren es, die gesiegt hatten, wir hätten es ihm gezeigt! Unsere Spannung wuchs, man schrie wild durcheinander, ein Chaos an Plänen schwirrte im Zimmer. Der träge Freislinger warf sich, glühend über den ganzen dicken Kopf, bald auf diesen, bald auf jenen, bestrebt, ein kunstgerechtes Gescharre, das dann in Pfeifen übergehen sollte, zu organisieren. Ich selbst redete dazwischen etwas von Hochmut, dem es einmal eingetränkt werden müsse, und war wahrhaftig zornig, wohl weil ich mich, wie so manchmal dem Depp gegenüber, wieder in so einer Art von schlechtem Gewissen ertappt hatte.

Noch war es zu keinem klaren Beschluß gekommen, da hörte man seine Schritte auf dem Flur, die Tür ging und da war er. An unserem Gruß ging er vorbei, zum Katheder. Es war nichts weiter an ihm zu sehen, als daß er blaß war. Nun setzte er sich, beugte sich über die Mappe, die er umständlich auspackte. Schließlich lagen alle Bücher vor ihm, er sah auf sie nieder, öffnete aber keines. Nach einer Weile sagte er, immer noch ohne aufzublicken: „Ein Wort heißt: ‚Wehe der Welt der Aergernis halber. Es muß ja Aergernis kommen.‘ Muß. ‚Doch wehe dem Menschen, durch wen Aergernis kommt.‘ Aber nicht wahr, es muß. Und wohl doch durch einen Menschen; einer muß es eben sein. Das habe ich nun gerade eben im Sinn, nicht wahr. Und nehme sozusagen an, ich zum Beispiel sei dieser Mensch. Ja. Warum auch nicht, wenn es so sein muß.“

Wieder hielt er inne. Von den hinteren Bänken her lief jetzt eine Bewegung durch die Klasse, man stieß sich an, prustete, schaute sich um, tuschelte. Jetzt war wohl der Augenblick, daß etwas geschehen mußte. Jetzt würde er wohl gleich auf den Sohn seines Anklägers losfahren. Etwas führte er im Schilde, das spürte man deutlich. Wie eine Welle ging es durch uns alle, etwa, daß wir zusammengehörten, alle zusammen ja etwas waren und sogar, das konnte sich zeigen, Macht hatten. So muß es wohl durch jeden gegangen sein. Denn jetzt wurde ein Brummen hörbar, überall, und doch nicht zu sagen wo, so vernehmlich, so grollend, daß wohl jeder davor erschrak und doch gleichwohl weiter brummte. Es ging nicht anders. Da fuhr der Depp auf, riß ein Buch hoch, als ob er es gegen uns schleudern wollte, aber nur einen Augenblick stand er, der Zwerg, das Buch hoch in der Hand, wie ein reißendes Tier, schon warf er es auf das Pult, daß es dröhnend durch das Zimmer schüttelte. Er aber lachte, gellend scharf, wandte sich um, ging zum Fenster und sah in den Regen hinaus.

Darüber war wieder Ruhe geworden. Endlich kehrte er sich zu uns, stützte sich mit beiden Armen auf eine Bank und sagte vorgebeugt in die Klasse hinein: „Daß Sie es nur wissen, ich werde fortfahren, Worte aus diesem Buch da oben lateinisch zu zitieren. Ja, das werde ich, gerade vor Ihnen, Sie haben mich soeben nur darin bekräftigt, und wenn man mich vor ein geistliches Gericht stellt. Manche Worte, gewisse Worte, Sie wissen, o ja, und wenn Sie sich auch hartnäckig belügen, Sie wissen welche. Weil ich nicht anders kann, tue ich so, ja und mehr noch, weil es so besser ist! Richtiger! Reinlicher! Und darüber: Punkt — um!“ Wiewohl er

nicht laut gesprochen hatte, hörte man, daß er Mühe hatte, zu atmen. Dann fegte er rasch und wiederholt durch das Zimmer.

Schließlich ging er ruhig und langsam zum Katheder, dort erst wandte er sich zu uns: „Die Zeit ist vorge-rückt, und ich kann ohnehin nicht dort anknüpfen, wo wir standen. Ungewöhnliche Umstände erlauben eben solche Mittel. Ich will also, und es soll eine Lehre sein für Sie und für mich, jetzt so tun, wie es die einfachen Leute machen, wenn sie unter ungewöhnlichen Umständen etwa wie zu einem Orakel sich an die Bibel wenden.“ Nun nahm er den dicken Band, zog sein Taschenmesser heraus, machte es auf und steckte es zwischen die Seiten des noch uneröffneten Buches und sagte: „Schlagen Sie auf! Lesen Sie dort, wo eben ein Kapitel anfängt!“ Ehe wir uns noch über dies seltsame Gebaren recht wundern konnten, vernahmen wir schon im plärrenden Ton der lesenden Stimme: „Da er aber das Volk sah, ging er auf einen Berg und setzte sich und seine Jünger traten zu ihm. Und er tat seinen Mund auf, lehrte sie und sprach: Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr!“

Jetzt war es, als ob es ihn, der von uns abgekehrt am Katheder gelehnt hatte, herumrisse: „Da, da — hören Sie es nun, wessen es ist?“ So rief er funkelnd und strahlend; aber ehe wir recht verstanden, was er damit sagen wollte, brach er ab, räusperte sich wieder und wieder, griff fahrig nach seinem Kneifer und war wie verwirrt. Schließlich murmelte er: „Ja, schon gut. Nicht so wichtig. Gehört gar nicht hierher. Lesen Sie weiter,“ wandte sich ab und fing an zu gehen. Und weiter fügte die lesende Stimme Wort auf Wort und Satz auf Satz. Als aber in den Hall seiner Schritte und das neu beginnende Flüstern, das Rücken und Scharren die Worte tönten: „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen“, da blieb er stehen, hob die Hand und winkte, der Leser möge einhalten.

Noch stand er, wie lauschend, zwischen den Bänken. Dann richtete er sich auf und sagte, als ob er unsere Anwesenheit und Unruhe nicht mehr wahrnehme, mit einer fremden Stimme: „Das ist erstaunlich.“

Nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte, wandte er sich zu uns. „Es gibt da ein Lied“, begann er langsam, „ja, richtig, wir haben es ja neulich kennengelernt, darin heißt es: ‚Hat mich dein Anblick ganz und gar zerschlagen, weit über mich und meine Menschlichkeit getragen.‘ So ist das wohl mit diesem Schauen. Ueber allem Begreifen, verstehen Sie. Vielleicht, ja, ein Zusammenstoß — Kurzschluß! Ach, was rede ich, aber kein Ende, nein ein Anfang, der Anfang. ‚Schauen‘, hören Sie! Nicht glauben oder fühlen oder ahnen! ‚Quoniam ipsi Deum videbunt.‘ Spüren Sie es denn nicht — das Wort ist wie die Lösung eines Rätsels! Ueber-raschend und einfach wie alle Lösungen: ‚Schauen‘, dort, wo unsereiner immer und aussichtslos nur auf das eine stößt — Deus absconditus, ja — absconditus.“ Es arbeitete mächtig in ihm, der ganze Mensch war in Bewegung, die ausholt und alle Kraft versammelt — da flog eine Papierkugel auf seinen nackten, wuchtigen Schädel. Sie rollte über das Genick und den Kragen zu Boden, und auf der schimmernden Wölbung des Schädels wurde ein großer, dunkel glänzender Fleck sichtbar.

Der Depp fuhr herum, fast noch mit offenem Mund. Dann gurgelte etwas aus ihm, er stöhnte und legte die Hand über die Augen. Der Freislinger hatte geworfen, fast niemand hatte es gesehen, aber jeder wußte es. Eine ganze Zeit war es still im Zimmer. Dann, ehe wir uns versahen, tat der Depp einen Ruck auf den Freislinger zu, blieb dicht vor ihm stehen, schüttelte die Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger gegen ihn und stand da,

keuchend. Endlich tat er einen großen Atemzug, und dann kam es heiser und zischend aus ihm:

„Das waren Sie. Ich weiß. O ja, Sie, Sie... Ohrfeigen rechts und links in Ihre Larve. Aber nicht von mir, beileibe nicht, o nein, vom Schuldner. Vom Profoß! Und dann ab — in die Kloake!“

Kurz und jäh wandte er sich ab, zog nochmals tief auf, daß man es pfeifen hörte. „Bestien!“ heulte es ins Zimmer, und wahrhaftig, schon rannte er zur Tür, riß sie auf, schlug sie zu — fort war er. Mitten aus der Stunde.

Einige, die endlich ans Fenster gingen, sahen ihn eben noch aus dem Schulhof stürmen, ohne Hut, ohne Mappe, ohne Mantel. Und es regnete stark.

Wir saßen da und warteten. Wohl darauf, daß er wiederkäme. Man sprach, nicht eben munter, nicht gerade laut, hin und her. Einige versuchten, etwas umständlich, die Begebenheit zu einem Kernstück von komischer Szene aufzuputzen. Aber das geriet nicht recht. Und schließlich wurde es ziemlich still. Da sagte denn schließlich unser Primus, der Stadler, in die Verlegenheit hinein:

„Ich glaube halt doch, das beste wäre, wenn der Freislinger hinginge in die Wohnung und sich bei ihm entschuldigen würde. So quasi. Daß er es nicht so haben machen wollen, daß das Papier zum Fenster hinaus hätte sollen, und so weiter. Und es kann ja einer mitgehen, der sich in dem Haus auskennt. Daß das uns allen nicht recht sei, kann der dann auch noch sagen.“

Niemand stimmte zu, aber auch nicht einer widersprach. Nur der Freislinger wollte nicht. Das könne uns so passen. Ihm mache das nichts aus, der Depp solle ihn ruhig einsperren. Der werde schon wiederkommen. Und froh sein werde der, wenn wir bis zum Schluß der Stunde hier geblieben seien und dem Rektorat nichts gemeldet hätten. Schließlich dürfe ein Lehrer nicht einfach fortlaufen, wenn es ihm passe. Da gäbe es strenge Vorschriften. Vom Amt könne der da noch kommen. Daran hatten wir gar nicht mehr gedacht, an das Rektorat.

Aber der Stadler gab keinen Frieden. Schließlich sei das noch nie vorgekommen. Und bei so einem Wetter! Man wisse eigentlich doch gar nicht, wo der hingerannt sei! Das ist doch so eine Sache. Auf einmal könnte da die Polizei in die Schule oder zu unseren Eltern kommen. Wie damals, als die Realschüler mit den Terzerolen, von dem gestohlenen Geld, hantierten und auf einmal sich einer dabei aus Versehen in die Schläfe geschossen habe. Doch der Freislinger beharrte auf seiner Weigerung: „Daß der spinnt, das weiß man lang. Wenn der Rappel gar ist, wird er umkehren. Und überhaupt, Sachen hat der da zu mir gesagt, allerhand Sachen waren das! Ich mach mir ja nichts daraus, aber nachlaufen einem, der das zu mir gesagt hat, das gibt's also nicht.“ Darüber klingelte es endlich.

Schließlich, als ich fertig mit Einpacken, war allein noch der Stadler im Zimmer. Der hatte sich hinter das Katheder droben gesetzt und — schrieb wahrhaftig, als ob nichts geschehen, die Stunde ins Tagebuch ein! Nun war ich doch gespannt, wie er das Pensum dieser seltsamen Stunde wohl buchen würde. Ich stellte mich neben ihn, aber da schlug er das Buch heftig zu und sah mich scharf an.

„Hab doch was eintragen müssen. Er vergißt es ja auch sonst so oft, das Eintragen.“

Dann lachte er, stand auf und warf mir das Buch hin.

„Da kannst es lesen. Ist ja doch kein Geheimnis mehr. Kannst mich ins Karzer bringen, wenn du Lust hast.“

Ich las. Da stand unter dem Vordruck „4—5 Uhr Religion“ nur zu lesen: „Matth. 5, 8...“ Aber da, dahinter unter der Sparte „Unterschrift des Lehrers“ stand

„R“. Das war der Anfangsbuchstabe seines Namens. So pflegte er nach allgemeinem Lehrerbrauch sich zu unterschreiben. Nicht zu unterscheiden war das „R“ von seinen obigen Vorgängern.

„Vielleicht habe ich da eine rechte Dummheit gemacht mit dem Eintrag, sag's nur. Das ist wahrscheinlich Urkundenfälschung. Aber jetzt ist's schon geschehen.“

Der Stadler stand ganz hinten im Zimmer und sah zum Fenster hinaus. Ich nahm nun meine Sachen auf und machte ordentlich Lärm dabei.

„Ach was, red' nicht so dumm daher. Das wird schon was sein mit dem Schmierbuch da oben. Dir tut man doch nie etwas, bist fein heraus überall. Und warum hast du dann so einen Blödsinn gemacht? Bist doch sonst so gescheit!“

Erst war mir ja die Sache erstaunlich vorgekommen. Aber jetzt war ich wahrhaftig mit einem Male richtig ärgerlich. Was es doch da für blöde Geschichten gab heute! Und dabei hatte ich bis dahin den Stadler gern gemocht, wenn wir auch nicht befreundet waren.

„Ja, das ist es ja grad, daß ich jetzt nicht weiß, warum ich das gemacht hab. Hab gemeint, ich muß irgend was tun. Und schon stand's drin. Aber von mir aus, jetzt ist's halt so.“

Und nun schickte auch er sich zum Fortgehen an.

„Na ja, am besten wär's schon gewesen,“ lenkte ich ein, „wenn der Wichtigtuer, der Freislinger, jetzt hingegangen wäre oder wenn er überhaupt seine blöde Werferei einmal hätte bleiben lassen.“

Da blieb der Stadler plötzlich unter der Tür stehen und machte sie nochmals zu.

„Ich will dir nur sagen,“ so fuhr er plötzlich los, „abgesehen von dem Freislinger — das alles war feig und gemein von dem Rektoratsbesuch dieses alten Wichtigtuers bis zu unserem Brummen. Hätte der Alte seinen Besuch und wir unsere Faxen beim Hornberger gewagt? Hm? Also, siehst du? Das ist's. Beim Hornberger wär es Schneid gewesen, beim Depp war's feige Wichtigmacherei!“

Und warf seine Mappe hin, nahm die Kreide und malte allerhand Wirrwarr auf der Tafel herum, Figuren und Karikaturen, griechische Buchstaben und Noten. Ich nahm schließlich auch eine Kreide, eine rote, und so malten wir beide. Platz genug war ja da. Auch war ich ganz froh, daß der Stadler noch dablief; denn es war mir wie ihm noch gar nicht nach Fortgehen. Freilich, zu sagen wußte ich nichts, und so piiff ich vor mich hin.

„Was ist das, was du da pfeifst?“ fragte der Stadler endlich.

„Weiß nicht.“

„Aber ich, warte — ja, das ist die kleine Schubertsonate, die wir beim Baumgärtner“ — so hieß unser Musiklehrer, bei dem wir beide auf Geheiß unserer Eltern Unterricht hatten, er Klavier, ich Geige — „aufbekommen haben. Aber du Faultier übst ja nicht, und zu mir kommst du auch nimmer zum Spielen. Das wär doch was gewesen, wenn wir das Stück hätten zusammen mal spielen können.“

Es war nett von ihm, das zu sagen. Denn er spielte sehr schön, nach Baumgärtners Aussage „seit Jahren, seit einer zwanzigjährigen Praxis mein bester Schüler, weitaus“. Mit meiner Musik sah es jedoch recht traurig aus. Wahrscheinlich taugten meine Finger nicht dazu, und so war ich dabei, die Sache überhaupt aufzugeben.

„Ach was, ich kann eben besser pfeifen als geigen. Auf der Geige bring ich die Läufe nie so heraus wie mit meinen Lefzen.“

Jetzt mußte auch er lachen.

„Weißt du, das ist komisch“, fing der Stadler über dem Malen wieder an, „diese Sonate hör ich oft nachts, wenn ich im Bett liege. Das hört dann nimmer auf. Und das Merkwürdige ist, daß mir gestern dabei auf einmal der Depp einfiel. Vielleicht liegt es an diesen raschen Wiederholungen des Themas.“ Nun summete er die Tonfolge, die ich vorher, ohne etwas zu denken, gepfiffen hatte. „Weißt du, das geht so unruhig hin und her, so bohrend, und dabei klingt es doch an und für sich gut und leicht! Und genau so ist es, das weiß ich jetzt, in der Stunde vorher fiel es mir ein, genau so ist es, wenn der Depp im Zimmer auf und ab geht, eh' er etwas aus sich herausbringt, was ihm wichtig ist.“

„Ja, das wird wohl schon so sein“, brummelte ich, und wie ich zum Fenster hinaussah, hatte der Regen aufgehört, aber die dicken Tintenwolken waren geblieben und hatten gleich die Dämmerung mitgebracht.

„Ja, das ist so, das kannst du ruhig glauben“, antwortete der Stadler und warf die Kreide weg. „Weißt du, das hab ich schon oft gedacht, aber heute hab ich gemerkt, daß es so ist: — der Depp, das ist der allergescheiteste Mensch im ganzen Gymnasium. Er kann sich nur nicht so ausdrücken wie die anderen. Vielleicht will er das auch gar nicht. Aber oft meine ich, der sieht die Sachen, von denen er spricht, wirklich vor sich, schaut sie an, geht um sie herum und guckt dann durch sie hindurch. Und vielleicht weil er alles vor sich sieht, kommt er so durcheinander. Vielleicht drückt er sich deshalb anders aus als die anderen. Am Ende ist vielleicht alles ganz anders als man denkt und als man sagt. Auch anders, als es in den Büchern steht. Da lebt man und denkt, alles ist in Ordnung, ja Pfeifendeckel! Und wir in der Schule haben keine Ahnung davon. Gerade so, wie es mit der Musik steht — von der kann man auch nicht sprechen, denn sie ist auch anders. Und doch ist sie da, und im Grunde ist in ihr alles, auch das Schwierige einfach.“

Die Dunkelheit löste uns die Zunge. Wie wir doch auf einmal sprachen! Wir verwunderten uns über unsere Worte und darüber, daß wir nicht aufhören konnten mit Hören und Sprechen. Es war damals wohl wie im Frühjahr, wenn in den Gräben auf den Wiesen die Fallen gezogen werden und die stillen Wasserlein dahinter, die der Bach schon ganz vergessen hatte und sie ihn, sich wieder aneinander erinnern, auf die Wiese auslaufen und wahrhaftig einen See ausmachen, unter dem die Wiese ins rechte Wachsen kommt, auf dem die Bäume und die Wolken und die Sterne sich spiegeln und über den der Wind und die kleinen Wellen laufen.

Erstaunlich war auch, daß immer wieder die Rede auf den Depp kam, auf seine Bemerkung von damals, auf seinen Ausruf von damals. Erstaunlich auch, wieviel von ihm doch in uns aufbewahrt war, ohne daß wir das je gewußt hatten bisher. Wir redeten uns schließlich recht ins Fier. Ich lobte den Stadler über die Maßen, er habe recht getan mit dem Tagebuch, vollkommen recht. Ich würde im Notfall bezeugen, mit allen Eiden, daß ich selbst den Depp habe ins Tagebuch einschreiben sehen. Wie wir ihm das vorher sagen wollten — wir stellten uns irgendein Gericht über ihn vor —, vielleicht auf einem Zettel, den wir ohne Unterschrift etwa in seinen Hut legen wollten, könnten wir ihm Stadlers Tat kundtun.

So nahm denn unser Gespräch mehr und mehr die Wendung in ein beflügeltes und abenteuerliches Planen. Ohne darauf zu achten, hatten wir die Schule verlassen und waren auf einem Rundgang durch die Straßen, der sich mehrmals wiederholt hatte, begriffen. Längst war es Nacht. Da stand plötzlich der Stadler still.

„Aber wir reden und reden! Und das ist alles gar nicht wichtig! Und wenn du jetzt fort bist, habe ich wieder Angst. Ja, du kannst mich ruhig auslachen, nur zu! Kein Mensch weiß, wohin er gerannt ist! Keiner hat ihn mehr gesehen! Keiner hat daran gedacht.“

Ich wäre viel lieber noch weitergegangen. Das Reden und Planen und Phantasieren, das gefiel mir. Es hatte mir ganz warm gemacht.

„Na, zu Hause wird er halt jetzt sein“, brummte ich schließlich, „ja, wenn du mich noch ein Stück nach Hause begleitest, kommen wir sowieso an seiner Wohnung vorbei, und da werden wir schon sehen.“

Diese Wohnung lag oben in einem größeren Haus und dieses gehörte einem Anonymus, der nicht in unserer Stadt lebte. Dieser undurchsichtig-unpersönlichen Art des Besitzens schien das Haus selbst und die Auswahl seiner Mieter, die es unter unseren Mitbürgern getroffen hatte, zu entsprechen. Es eignete diesem Gebäude weder das Selbstbewußtsein der Fachwerkkolosse in der Altstadt noch die verwegene Anmut der sogenannten Villen. Da stand es eben, so unerheblich und übersehbar wie seine Bewohner. Etwas abgesetzt von seinen Nachbarn. Ueber der Trübseligkeit einer dieser Andeutungen von Vorgärten aus zeitlosen Lebensbäumen und Tannen, über einem solchen Vorschmack von Nordfriedhof lagen die Fenster der Deppschen Wohnung. Es waren sechs Fenster, starr blickende, weit aufgerissene Augen. Denn eigensinnigerweise duldete dieser Mieter keinerlei Art von Gardinen. Gerade diese Eigentümlichkeit übrigens bestimmte weithin das Urteil der Öffentlichkeit über unseren Lehrer. Gegenüber, auf der anderen Seite der Straße, lag ein Park. Von seiner nächtlichen Finsternis gedeckt, konnte man in Muße dem Schauspiel zuschauen, das sich nachts dort oben hinter den hell erleuchteten Scheiben bot: irgendwo zeigte ein riesiger Schatten an Wand oder Decke die Anwesenheit des Bewohners an. Hatte man nun ein Hölzchen neben den Knopf der Klingel eingezwängt, dann schoß dieser Schatten ruckartig über den Raum, erschien bald da, bald dort, oft wurde auch das blasse Gesicht seines Urhebers sichtbar, und schließlich verschwanden Schatten und Gestalt. Man hörte dann alsbald das Türschloß rasseln, der Gepeinigten entfernte die winzige Ursache einer so weithin sich kundmachenden Schmach. Bald darauf erschien oben wieder das Schau- und Schattenspiel, um nun ruhelos an den sechs Fenstern entlang zu geistern, her und hin, hin und her. Damals freilich war diese nächtliche Belustigung geraume Zeit schon unmöglich. Der Depp hatte seine Klingel am Hauseingang entfernen und keine andere an ihrer Stelle anbringen lassen.

Zu diesem Parkgitter, gegenüber von den Fenstern des Depp, waren wir also jetzt in der Dunkelheit gegangen. Aber da unterbrach nur ein wenig von drohendem Glänzen die starre Finsternis der gläsernen Augen dort oben. Der Depp war also noch nicht zu Hause! Jetzt wußten wir beide nichts zu sagen. Ja, der Stadler ging, nachdem wir einen Augenblick dort hinaufgeblickt hatten, weiter, ohne ein Wort. Er schwieg noch, als ich an der nächsten Kreuzung stehenblieb, um anzudeuten, daß ich entschlossen sei, nunmehr endgültig nach Hause zu gehen. Es war nötig, ihm die Hand hinzustrecken.

„Also, ich gehe jetzt heim. Es ist höchste Zeit. Es wird sowieso Krach absetzen.“

Da packte der Stadler mich plötzlich am Arm und schüttelte mich: „Du! So kann man doch das nicht lassen! Sag mir doch was! Wir müssen doch was tun!“

Ich schlenderte ziemlich ratlos und wiederum ärgerlich weiter.

„Da können wir doch aber nichts machen! Wo denkst du denn hin? Sollen wir vielleicht zur Polizei gehen? Oder zum Rektor? Dann schaut man zuerst im Tagebuch nach. Na, und dann kommt dein Eintrag heraus, und daß er fortgerannt ist und überhaupt alles. Er war vielleicht schon da und ist jetzt forgegangen, zum Abendessen. Also bis morgen müssen wir auf jeden Fall eben warten. Da sieht man wieder.“

Der Stadler ging jetzt neben mir her und sagte vor sich hin:

„Ja, ja. So ist's. Wir können gar nichts machen. Vielleicht wird sonst alles bloß schlimmer. Wenn's bloß schon morgen wäre.“

Endlich blieb er stehen.

„Also Leitenberger, ich gehe jetzt auch nach Hause. Und wir beide sagen zu niemand etwas, gelt? Also servus!“

Kaum war ich einige Schritte gegangen, da kam er plötzlich gerannt und stand schon neben mir:

„Das sag ich dir aber, wenn alles gut wird morgen, dann sollst du mich aber mal sehen. Das wird jetzt anders in dem Depp seinen Stunden, verlaß dich drauf. Und du machst mit, gelt? Und hilfst mir?“

Na und ob und wie ich ihm helfen würde! Ob er vielleicht noch wisse, wie ich es dem Freislinger einmal gegeben habe, als der mich durch einen seiner blödsinnigen Kniffe hinterrücks zu Fall gebracht habe? Ob er das noch wisse? Wie der abgezogen sei? Nur den Namen brauche der Stadler mir zu sagen, so gehe es fortan jedem. Darauf, ja, da freue ich mich schon.

Siehe da, und nun lachten wir sogar und trennten uns, jeder des anderen gewaltiges Lachen im Ohr und Bewußtsein.

Kleine Beiträge:

Kindergeheimnis.

Der nachfolgende Fall ist für die internationale Kriminalistik insofern von Interesse, als er beweist, daß auch Kinder ein Geheimnis für sich bewahren können, selbst wenn dieses Geheimnis ein tragisches Geschehen in sich birgt. Fünf Kinder im Alter zwischen 10 und 15 Jahren sahen mit eigenen Augen zu, als ihr Spielgefährte Leo van Loo im Jahre 1925 durch ein Mißgeschick erschossen wurde. Aber bis zum heutigen Tage hat man das Rätsel um den Tod des kleinen Leo nicht lösen können, da sich die jugendlichen Zeugen gelobt hatten, Stillschweigen zu bewahren.

Der 13jährige Leo spielte mit fünf anderen Kindern, unter denen sich auch seine Schwester und sein Bruder befanden, eines Tages im Garten des Schlosses Kervyn (Brügge), dessen Besitzer abwesend war. Der Verwalter Moeyaert, dessen 15jähriger Sohn Gerard sich gleichfalls unter den Spielenden befand, hatte den Kindern die Erlaubnis gegeben, sich hier umherzutummeln. In einem Gang des Schlosses entdeckten die Jungens drei Gewehre, die sie von der Wand nahmen, um Soldaten zu spielen. Gerard Moeyaert legte das Gewehr zum Scherz auf den kleinen Leo van Loo an, ohne zu wissen, daß es geladen war. Der Schuß ging los und traf Leo mitten ins Herz. Die erschrockenen Kinder wollten zunächst Hilfe holen, dann aber besannen sie sich eines anderen und beratschlagten, wie sie die Spuren des Unfalls verwischen könnten.

Sie kamen schließlich überein, keinem Menschen von dem Vorgang etwas zu erzählen und gelobten sich feierlich, Stillschweigen zu bewahren. Mit einer Kaltblütigkeit, die angesichts des Alters der Beteiligten unfassbar anmutet, beseitigten sie die Blutspuren und schleppten die Leiche ihres Kameraden in den Wald, wo sie sie, an einen Baum gelehnt, liegen ließen. Dort fand wenige Stunden später der Feldwächter Maertens den toten Knaben. Er meldete seine Entdeckung, und niemand zweifelte daran, daß an dem kleinen Leo van Loo ein Mord verübt worden war. Man durchforschte die Wälder, vernahm zahlreiche Zeugen, unter ihnen auch die Geschwister und Spielgefährten des Toten, die einstimmig erklärten, nichts zu wissen. Schließlich geriet der Feldhüter Maertens selbst in den Verdacht des Mordes, wurde aber, da ihm nichts nachzuweisen war, nach kurzer Haft wieder freigelassen. Dann vermutete man auf Grund verschiedener kleiner Zufälle in dem Schloßverwalter Moeyaert den Täter. Auch er wurde für einige Zeit in Untersuchungshaft genommen, da er auffälliger-

weise zur Zeit der Tat gerade das Schloß verlassen hatte und mit einem Gewehr gesehen worden war.

Niemand ahnte, daß der Sohn des Verwalters den kleinen Leo erschossen hatte; denn nicht einmal der Umstand, daß ein Unschuldiger in Mordverdacht geriet, vermochte den Kindern die Zunge zu lösen. Endlich wurde auch der Verwalter wieder entlassen, da man keine Beweise für seine Schuld fand. Der Mord blieb unabgeklärt. Jahre vergingen, niemand dachte daran, daß das Geheimnis je entschleiert würde. Nun hat vor kurzer Zeit der inzwischen 28 Jahre alt gewordene Gerard Moeyaert das überraschende Geständnis abgelegt, daß er seinerzeit durch ein Versehen den Tod seines Spielkameraden verschuldet habe. Er könne, so erklärte der junge Mann, der heute eine angesehene Stellung bekleidet, die Qualen seines Gewissens nicht länger ertragen. Die Vernehmung der übrigen Zeugen, die auf das Bekenntnis Gerards hin ebenfalls ihr Stillschweigen aufgaben, bestätigten die Aussagen. — Zu einer strafrechtlichen Verfolgung des tragischen Vorfalles wird es indessen kaum kommen.

Das Stimmrecht von Studenten.

Studienort oder Familiensitz?

(Ein Entscheid des Bundesgerichts.)

Zur Regelung der Stimmberechtigung von Studenten erließ der Regierungsrat des Kantons Solothurn am 24. Februar 1937 folgenden Beschluß:

„Studenten, die an einem Studienort wohnen, der nicht zugleich ihr Familienwohnsitz ist, sind während der ordentlichen Ferien und der Militärdienstzeit am Wohnort ihrer Eltern nur dann stimmberechtigt, wenn sie sich darüber ausweisen, daß sie ihre Schriften am Studienort nicht hinterlegt oder wieder zurückgezogen haben und dort oder anderswo nicht stimmberechtigt sind. — Während des Semesters sind Studenten am Familienwohnsitz nur dann stimmberechtigt, wenn sie täglich an diesen zurückkehren und am Studienort nicht stimmberechtigt sind.“

Auf Grund dieser Anordnung kann nun u. a. ein in der Gemeinde Zuchwil wohnhafter Student B. M., der seit Herbst 1937 an der Hochschule Zürich immatrikuliert ist, aber jeden Samstag an den Familienwohnsitz zurückkehrt und in Zürich als bloßer Aufenthalter nicht stimmberechtigt ist, auch im Kanton Solothurn während der Dauer der Semester sein Stimmrecht ebenfalls nicht